

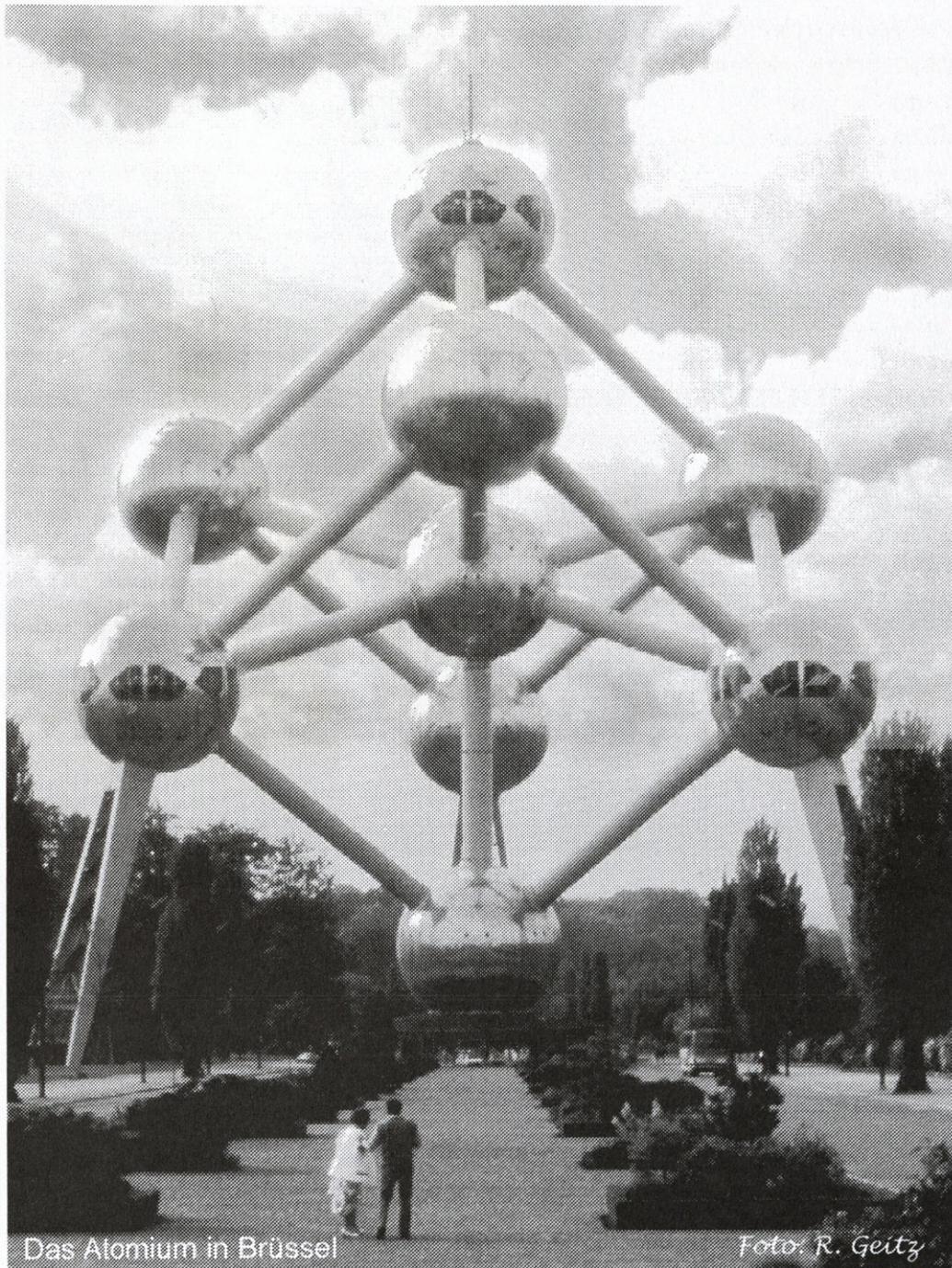
MAGAZIN FÜR UNNA

HERBST-BLATT



JUNI 2007

Nr. 47



Das Atomium in Brüssel

Foto: R. Geitz

EUROPAS LANGER WEG

50 JAHRE RÖMISCHE VERTRÄGE



AUSSERDEM IN DIESER AUSGABE:
PATHOS, RÖMERRING UND ROLLENDES „R“ • 25JAHRE „ESELSBRÜCKE“

Inhalt

- 3 Esel Balduin:
- 4 **EUROPAS LANGER WEG**
- 7 Die Kirche im Dorf. St. Johannes
in Frömern
- 9 **25 Jahre „Eselsbrücke“**
- 11 **Pathos, Römerring und rollendes „R“**
- 13 Neues aus der Bibliothek
- 14 Wilhelm Busch, der populärste
deutsche Humorist
- 15 Geigenbau in Unna –Caroline Henry
- 17 Erinnerungen an den Winter,
der keiner war
- 19 Senioren helfen Senioren
- 20 Leckere Knabbereien
- 22 Das Leben: Mal hoch, mal tief
- 23 Seide aus Unna ?
- 26 Die Solidarität der alten Säcke
- 27 Wunschkonzert für Eliamma und Rajesh
- 28 Die letzten Dinge des Menschen

Impressum

Herausgeber: Stadt Unna,
Seniorenbeauftragte
Hertingerstraße 12
Tel.: 02303/256903

Internet: www.unna.de/herbstblatt/
e-mail: herbstblattredaktion@gmx.de

Internet
Bearbeitung: Jochen Werner

Redaktion: Benigna Blaß
Brigitte Paschedag
Christian Modrok
Gisela Lehmann
Heinz Naß
Ingrid Faust
Klaus Busse
Klaus Pfauter
Rudolf Geitz

V.i.S.d.P. Brigitte Paschedag
Seniorenbeauftragte: Dorothee Glaremin
Zeichnungen: Klaus Pfauter
Gestaltung: Heinz Naß
Rudolf Geitz

Druck: Druckerei Stadt Unna

Liebe Freunde des HB,

ich bin besorgt.

Mein Zustand nimmt leider eine relative (einfache) Mehrheit vergleichsweise (relativ) gelassen hin.

Ich will das relativieren (einschränken). Gar so groß sind meine Sorgen glücklicherweise nicht – wie man´s nimmt.

Weil, wie wir wissen, ist alles relativ (vergleichsweise bedingt). Mein Problem ist – oder war, dass ich mich gefragt habe, was eigentlich das Wort RELATIV, ohne das heute scheinbar niemand mehr auskommt, bedeutet.

Die Antwort fand ich im Duden: Relativ ist ein Begriff der Vergleichen. Relativismus ist eine philosophische Lehre, für die alle Erkenntnis nicht allgemein gültig ist.

Ach so!

Verstanden hat das aber nur Albert Einstein, nicht jedoch

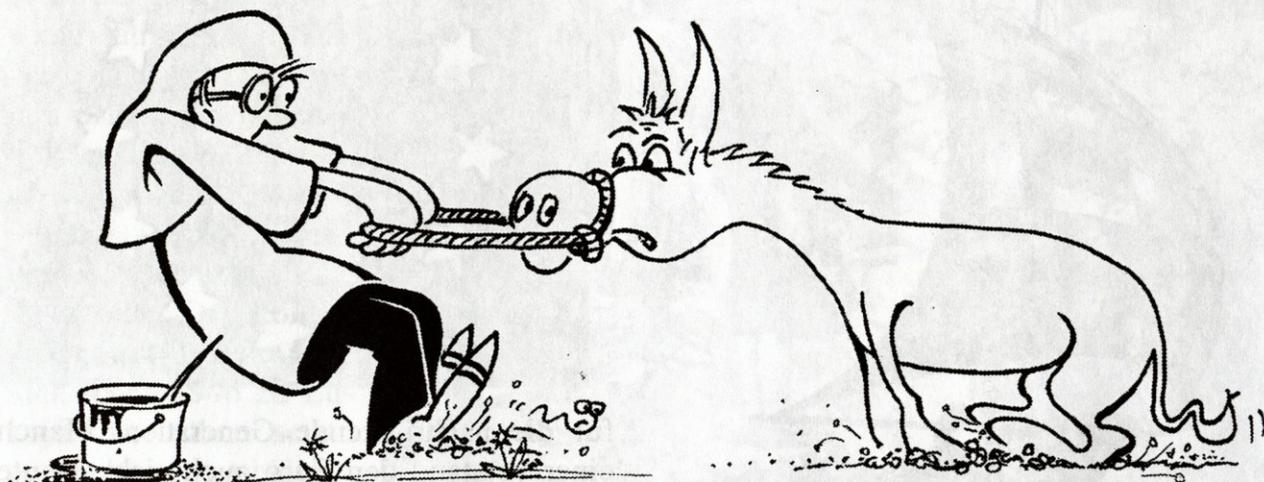
Ihr Klaus Pfauter



Das nächste MAGAZIN FÜR UNNA **HERBST-BLATT**
mit der Nr. 48 erscheint im September,
und wie immer für unsere Leser
kostenfrei !

Also sprach der Esel :

Bitte mich nicht anstreichen!



Bei einem Treffen fragte mich mein Vetter aus Ostwestfalen, wann ich eigentlich angestrichen werde. Er behauptete nämlich, dass in Unna alle grauen Esel einen bunten Anstrich bekommen. Mit dieser Behauptung brachte er mich in Verlegenheit. Aber so wie immer, hatte er etwas falsch verstanden. Mein Freund und Treiber schritt mit einem klärenden Wort ein und befreite mich von diesem Schreck. Er sagte, dass die Geschäftsführung eines Unnaer Möbelhauses mehrere, fast lebensgroße Eselfiguren anfertigen ließ. Diese Figuren wurden aus einem grauen Material erstellt. Bürger mit guten Ideen und einer kleinen künstlerischen Ader könnten sich um die farbige Gestaltung einer Eselshaut bewer-

ben. Drei dieser Figuren bekamen schon ein neues Kleid. Weitere stehen bereit und stellen ihre Oberflächen beispielsweise für Werbezwecke zu Verfügung. Mein Treiber fragte mich, ob mich das an etwas erinnere. Da ging mir ein Licht auf. Farbige Nashörner lockern das Bild der Innenstadt von Dortmund auf. So könnten auch entsprechend farbig gestaltete Esel die Unnaer Innenstadt beleben.

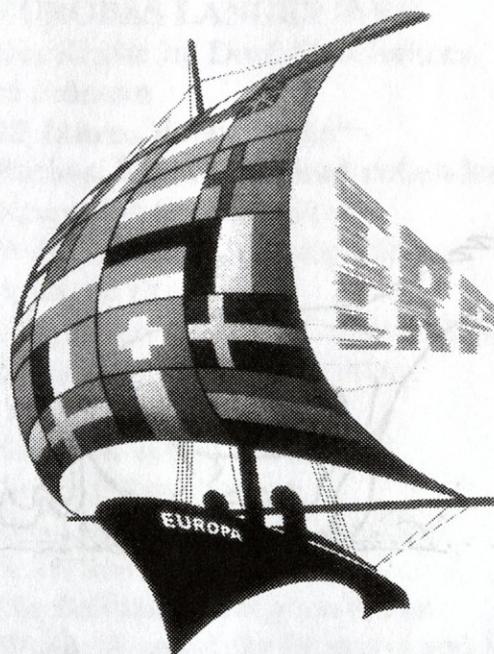
Aber bitte nicht mich und mein Ebenbild am Brunnen auf dem Alten Markt anstreichen !

Herzlichst

Ihr Balduin

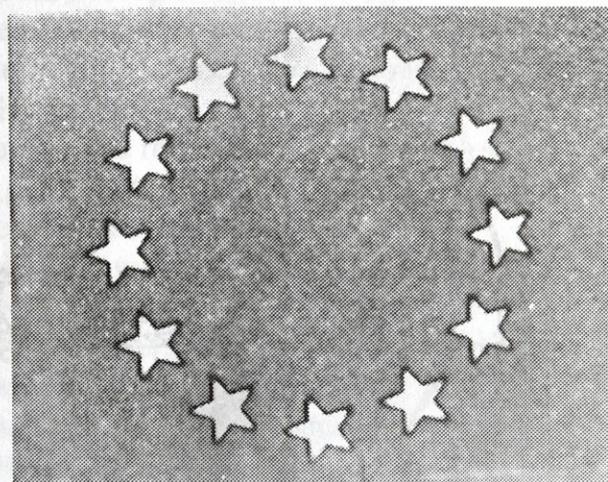
Europas langer Weg

- von Klaus W. Busse -



MARSHALL-PLAN

Wenn Deutschland Ende Juni 2007 die Ratspräsidentschaft in der Europäischen Union (EU) abgibt, dann stand unser Land ein halbes Jahr im besonderen Blickfeld anderer europäischer Länder. Konferenzen und Dienstreisen gab es zuhauf. Das offizielle Berlin wurde von der Welt erst richtig wahrgenommen. Anlass zum Feiern gab es auch noch: 50 Jahre „Römische Verträge“, sozusagen die Gründungsdokumente der EU. Seitdem entwickelte sich Europa Schritt für Schritt in eine übernationale Bindung. Wir merken es jeden Tag. Brüssel hier, Brüssel dort – immer Brüssel. 27 Länder umfasst jetzt die EU. Weitere werden noch hinzukommen. In erheblichem Umfang wird nach und nach nationales Recht in europäisches Recht umgewandelt. Mehr oder weniger rückt es ins Bewusstsein der Bevölkerung. Ob es einem passt oder nicht, die Vereinigten Staaten von Europa werden kommen. Es ist die dauerhafteste Sicherung



für die nachrückende Generation. Manch einer verstand den Euro auch nicht. Heute haben wir uns sooo daran „gewöhnt“. Er ist. einfach nicht mehr weg zu denken!

Neuanfang

Was wir heute als selbstverständlich ansehen, daran hatte man 1945 niemals zu denken gewagt. Europa zerstört; Deutschland ist besetzt und geteilt. Mittel-, Ost- und Südosteuropa sind kommunistisch. Erinnern Sie sich noch, wie eigentlich alles begann? Das Ende der Diktatur 1945. Deutschland lag in Trümmern. Viele Leute - heute im Seniorenalter - haben es noch erlebt. Dann der Neuanfang. Das Tal der Schrecklichkeiten war zwar durchschritten, aber noch nicht zu Ende. 15 Millionen Deutsche auf der Flucht oder vertrieben. Sie suchten und fanden eine neue Heimat im Westen. Die Deutschen lernten zu arbeiten – das konnten sie zwar schon immer gut. Sie lernten auch das Organisieren (Schwarzmarkt), um die Familie zu ernähren. Ja, das waren noch echte Familien. Kein Patchwork, sondern eine durch die Not zusammengewachsene Schicksalsgemeinschaft.

Die Care-Pakete im Westen sorgten nicht nur für volle Mägen, es war auch der erste Schritt der Trennung von der Ost- und

Westzone. Es wurde gebaut und wieder aufgebaut. Langsam gingen die Alliierten dazu über, den Deutschen zu zeigen, wie Demokratie eigentlich geht. Es war der richtige Weg. Die Geschichte schreibt immer der Sieger. Die östlichen Länder mussten noch bis zum 09. November 1989 darauf warten. Der erste Bundeskanzler, Dr. Konrad Adenauer, bekannte sich schon 1946 zu Europa. Vor allem setzte er zuerst aus wohlüberlegten Gründen auf Freiheit und Westverankerung, dann erst auf die Einheit Deutschlands.



Deutschland in Europa

Aus den Verlierern wurden mit der Zeit Partner. Europa lernte langsam das Laufen. Die Vollendung eines europäischen Staates kennen wir noch nicht. Und welche Struktur soll dieses politische Gebilde mal bekommen. Etwa ein Bundesstaatenmodell? Gut möglich. Regierungssystem: Parlamentarisch oder Präsidiales? Im Bereich der Wirtschaft haben wir bereits übergreifende Verflechtungen mit weit reichenden Auswirkungen. Hellseher muss man auch nicht sein, wenn es darum geht, auch die Sozialsysteme anzugleichen. Da kommt auf die Politiker eine Herkulesaufgabe zu, mit den Folgen. Es gilt zu vermeiden, dass der Sozialtourismus von illegalen Einwanderern nach Europa ausufert.

In allen Jahrhunderten gab es innerhalb Europas Völkerschaften, deren Lebenssituation sich gewolltermaßen veränderte. Mal war es zugewiesenes Land, das lockte, mal war es die Industrie, die eine große Anziehungskraft ausübte. Und im Laufe der Ent-

wicklung passten sich die Nationalitäten der gewachsenen Sprach- und Kulturgemeinschaft ihres Gebietes an. Mit der Zeit entwickelte sich daraus eine politische Schicksalsgemeinschaft, die in ein volkisches Zusammengehörigkeitsgefühl mündete. Daraus entwickelte sich ein Nationalbewusstsein, welches der Kernbestand eines jeden Landes ist. Es entstand der Begriff „Nation“, was man übertragen kann als ein Volk im natürlichen, im soziologischen Sinne.

Diesen Anspruch gilt es gegenüber allen Zuwanderungswilligen verständlich zu formulieren. Der so genannten Parallelgesellschaft muss daher entgegengewirkt werden. Zuwanderer haben ein klares Bekenntnis zu dem Land, in dem sie leben wollen, abzugeben. Nichts anders.

Natürlich bleiben nationale Eigenarten weiterhin erhalten. Sollen sie auch.

Aber bei Großveranstaltungen wird erst „Beethovens Neunte“ erklingen, danach die Landeshymne. Und bei Olympischen Spielen wird dann die Europafahne gehisst.

Die Beispiele ließen sich fortsetzen.

Tatsache ist aber auch, dass Europa mit sei-



nen unterschiedlichen Traditionen auch nationale Eigenarten verkörpert. Die haben wir auch im eigenen Land. Denken wir nur an die Altbayern und die Ostfriesen. Größer können Kulturunterschiede kaum sein. Oder meinen wir damit nur die Menschen vom asiatisch-afrokanischen Kontinent, die in die europäische Gesellschaft eindringen? Wie wird der Begriff der europäischen Leitkultur zu definieren sein? Vielleicht können das am ehesten wirtschaftlich starke Regionen umsetzen. Sie üben schon heute eine starke Anziehungskraft aus, Menschen mit beruflicher Entwicklung

dort zu binden. Dabei spielt es keine Rolle, ob der Arbeitskollege aus Südfrankreich oder Nordschleswig kommt. Die berufliche Qualifikation wird entscheidend sein.

Auf die Region des Ruhrgebietes bezogen, wäre von Duisburg bis Hemmerde ein Zukunftsgebiet. Die Voraussetzungen dafür sind vorhanden. Wirtschaft und

Wissenschaft verbessern ständig diese Bemühungen. Man steht im Wettbewerb mit anderen Regionen. Warum also nicht schon jetzt dieses herausstellen. **„Das Ruhrgebiet – ein starkes Stück Deutschland in Europa!“**

Begleiten wir diese Absicht manchmal mit unseren kritischen Kommentaren. Erinnern uns aber auch an andere Zeiten. War doch schön, sie erlebt zu haben. Sie kommen nie wieder so zurück. Auch der Wind nicht. Der wird dann anders wehen, wenn wir lang nicht mehr sind.

Ihnen eine schöne Sommerzeit. *

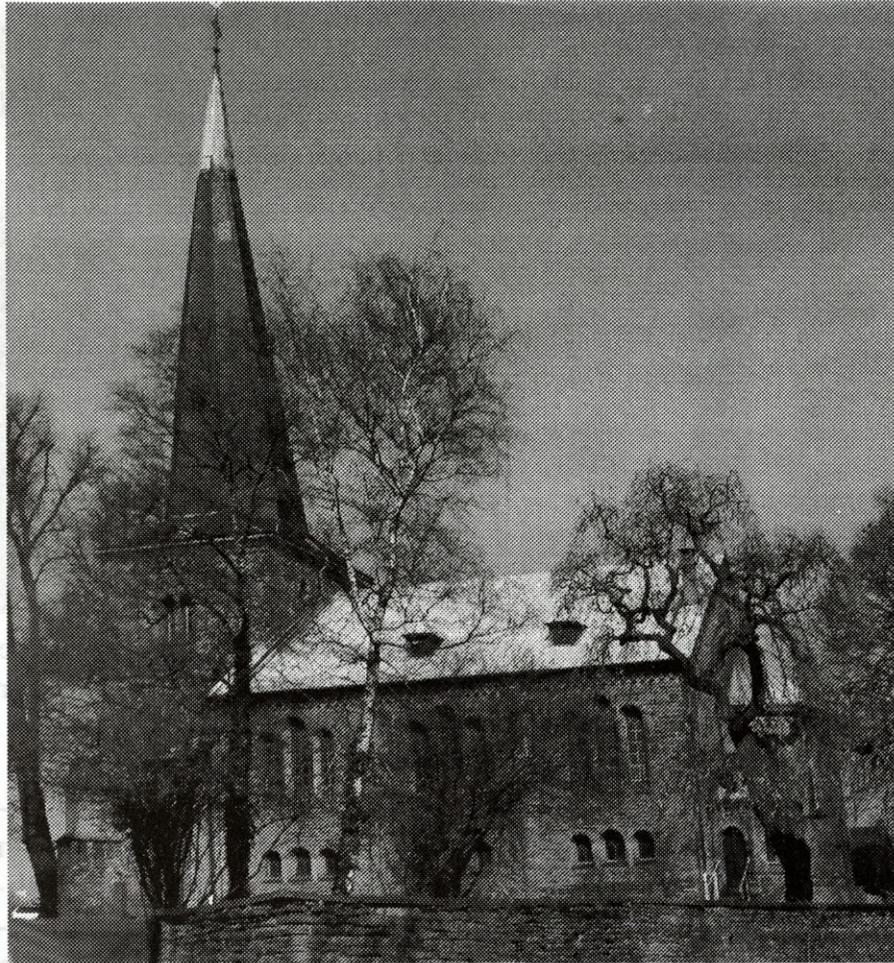
30 Jahre „Fässchen“

Veranstaltungskalender vom 18. –22. Juni 2007

- Montag, 18. Juni** 10.30 Uhr Musikalische Eröffnung 11.00 – 14.00 Uhr-Gesundheitstests: (Blutdruck + Blutzucker), kostenlose Kurzmassagen
Info-Stand „Ernährung +Trinken“, Hörtest, Sehtest
15.00 Uhr Vortrag: „Diabetes“ aus Sicht eines Betroffenen
- Dienstag, 19. Juni** 10.00 –13.00 Uhr Reaktionstest, Intelligenztest, Rauschbrille
Infostand Polizei: Sicherheit, Trickbetrug, Selbstbehauptung
Infostand: Mobilität im Alter. 15.00 Uhr Vortrag „Senioren im Straßenverkehr“.
- Mittwoch, 20. Juni** 11.00 -13.00 Uhr: Seniorenolympiade, 12.00 Uhr: Brunch
15.00 Uhr: Bücherstand, 15.00 Uhr Auftritt Fässchen-Chor, offenes Singen
- Donnerstag, 21. Juni** 10.00 Uhr: Vortrag: Rentenbesteuerung und haushaltsnahe Dienstleistungen.
- Freitag, 22. Juni** Ab 10.00 Uhr Tag der Städtepartnerschaft, u.a. mit Waalwijk Orchester, Tanzgruppe Aijka. Ab 12.00 Uhr Würstchen vom Grill, Erbsensuppe, u. a. Modenschau der Nähgruppe des Fässchens, Tanzgruppe „Flotte Füße“.
Ab 14.00 Uhr Modenschau. Ab 18.00 Uhr Tanzabend

Die Kirche im Dorf St. Johannes in Frömern

- von Brigitte Paschedag -



Von hohen Mauern umgeben, erhebt sich mitten im Ort Frömern die Kirchspielkirche Sankt Johannes. Schon im 12. Jahrhundert wurde an dieser Stelle ein romanischer Kirchenbau errichtet. Er bestand aus einem quadratischen Westturm, der heute noch existiert und einem flachen Kirchenschiff mit einer halbrunden Apsis.

Im 13. Jahrhundert entschlossen sich die Dorfbewohner ihre Kirche zu modernisieren. Die Außenmauern des Kirchenschiffes wurden erhöht und das flache Dach durch ein gotisches Gewölbe ersetzt. Wieder ein Jahrhundert später entstand anstelle der Apsis der gotische Chor. Im Siebenjährigen Krieg wurde das Langhaus 1761 bei einem Brand schwer beschädigt. Nur der Turm trotzte dem Feuer. Das eilig neu errichtete Kirchenschiff musste aber schon nach etwa

100 Jahren wegen Bau­fälligkeit abgerissen werden. Die Kirche, so wie wir sie heute vorfinden, ist also bereits der dritte Bau, dessen heutige Eingangstür von zwei mächtigen Winterlinden flankiert wird. Vermutlich wurden sie zur Einweihung des neuen Hauses am 29. November 1876 gepflanzt. Weitere markante Bäume auf dem Kirchplatz sind die 1883 zum 400. Geburtstag Martin Luthers von der Gemeinde gepflanzte „Luther Eiche“ und eine 250 Jahre alte Rotbuche. Mit dem Bau des neuen Langhauses 1876/77 wurde auch der Turm verändert, ein neuer Altar

und eine neue Kanzel eingebaut. 1879 konnte die Ladegast-Orgel und 1895 das neue Bronzegeläut eingeweiht werden. Die zinnernen Orgelpfeifen und zwei der Bronzeglocken wurden im Ersten Weltkrieg zu Kriegszwecken eingeschmolzen. Das gleiche geschah im Zweiten Weltkrieg mit den neuen Glocken. Danach erhielt die Kirche ein Geläut aus Stahlglocken (1949). Später gab es noch weitere Veränderungen im Altarraum, außerdem mussten die Außenwände verankert und die Orgel renoviert werden. Seit 2000 verfügt die Kirche über eine neue Heizung.

Offensichtlich wurde die Kirche schon im Mittelalter St. Johanneskirche genannt. Der Name findet sich bereits in einem Brief aus dem Jahre 1401.

Das Kirchspiel Frömern war eines der ers-

ten protestantischen in der Grafschaft Mark. Schon 1545 trat die Gemeinde dem neuen Glauben bei. Der damalige Pfarrer, Heinrich von Steinen, ein ehemaliger Prämonstratensermönch aus dem nahen Kloster Scheda, hatte sich vom alten Glauben losgesagt, indem er die Unnaer Bürgermeistertochter Gisela von Crane heiratete. 1543 lernte er auf einer Reise ins Rheinland Philip Melancthon kennen, der ihn in seinem Vorhaben die Reformation einzuführen bestärkte.

Der 1. Advent, der Tag, an dem zum ersten Mal ein evangelischer Gottesdienst abgehalten wurde, ist noch heute für die Gemeinde in Frömern ein besonderer Tag. Zweimal wurde an diesem Sonntag ein neuer Pfarrer eingeführt: 1727 Johann Dietrich von Steinen und 1865 Carl Ernst Buschmann.

Der oben genannte Johann Dietrich war der bekannteste Sohn der Familie von Steinen, die in sieben Generationen hintereinander den Pastor der Gemeinde stellte. Er war der Schreiber des 1755 in Lemgo erschienenen Buches „Westfälische Geschichte“, das heute noch als zuverlässige Datenquelle genutzt wird. Beim Niederbrennen der Dörfer Frömern und Kessebüren 1761 durch die Truppen des Marschalls Soubise gingen viele wertvolle Kirchenurkunden und Schriften für immer verloren. Später gewährten die Franzosen einen Schadensersatz von 2000 Rheintalern.

Betritt man die Kirche durch die Turmhalle, sieht man an der rechten Seite die Gedenkwand für die Gefallenen und Vermissten der beiden Weltkriege. Un-

ter der Orgelempore hindurch betritt man den eigentlichen Kirchenraum, eine angelegte dreischiffige Halle mit abschließendem Chorraum. An der Bogenwand des Al-

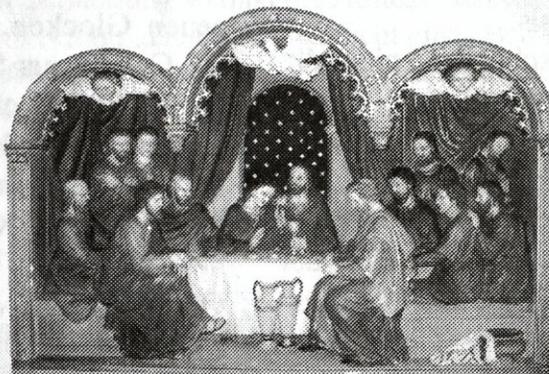


3 Fotos: R. Geitz

tarraumes befinden sich sechs moderne Kreuzwegstationen des Kessebürener Künstlers Ernst Oldenburg.

Vor den Altarstufen liegt die Begräbnisstätte der sieben Pfarrer aus der Familie von Steinen. Es ist zu bedauern, dass die Grabplatten bei der Renovierung der Kirche verdeckt wurden. Immerhin sind aber von sechs Platten die Inschriften bekannt. Blickt man vom Altarraum aus in Richtung Eingang, sieht man die 1879 von Friedrich Ladegast errichtete Orgel, die über zwei Manuale und ein Pedal verfügt. Die Frömerner Orgel ist eine von nur drei fast vollständig erhaltenen Orgeln des berühmten Orgelbaumeisters.

Das Altarbild von 1877 ist heute in die Ostwand eingelassen. Es stammt von dem Wiedenbrücker Bildhauer Goldkuhle. Der heute begrünte Platz um die Kirche mit einigen erhaltenen Grabsteinen war, wie seinerzeit üblich, der Gemeindefriedhof. *



nen Grabsteinen war, wie seinerzeit üblich, der Gemeindefriedhof. *

25 Jahre Eselsbrücke

- von Friedhelm Feiler -

Brücken sind Bauwerke, die zur Überführung von Tälern, Straßen, Flüssen o. ä. angelegt sind.

„Eselsbrücken“ bedient man sich, um sich Sachverhalte, Namen, Daten o. ä. leichter in Erinnerung rufen zu können, gewissermaßen also um Erinnerungslücken zu überbrücken.

In Unna ergab sich die Notwendigkeit des Baues einer Radfahrer- und Fußgängerbrücke zwischen der Oberstadt und dem Naherholungsgebiet Bornekamp dadurch, dass - bedingt durch den stark fließenden Straßenverkehr am Ostring - Spaziergänger, Radfahrer, Schüler der außerhalb des Stadtkerns liegenden Schulen sowie Besucher des Bornekampbades und des Borne-

kamp erheblich behindert und gefährdet wurden. Außerdem konnte der pulsierende Fließverkehr nicht durch zu viele Ampelanlagen ständig unterbrochen werden. Mit den Vorarbeiten zu

diesem Brückenbau war bereits im November 1981 begonnen worden. Der 19. April 1982, ein sonnenstrahlender Montag, war dann der mit Spannung erwartete große Tag der Endmontage der vier riesigen tonnenschweren Brückensegmente auf die maßgerecht vorgearbeiteten Stützpfeiler. Eine Menschenmenge von mehreren hundert Schaulustigen hatte sich eingefunden, um in „einmaliger Liveatmosphäre“ dieses Technikspektakel verfolgen zu können. Ein schwerer Autokran mit enormer Zugkraft jonglierte die tonnenschweren Brückenseg-

mente an vier mächtigen Stahlseilen mit verblüffender Präzision auf die vorgefertigten Rundpfeiler. Nach mehrstündigen komplizierten Montagearbeiten konnten dann bereits abends gegen 20 Uhr die verschiedenen Brückenteile provisorisch verschweißt werden. Am 23. Mai 1982, dem „Tag des Radfahrers“, wurde die Brücke zum Bornekamp offiziell ihrer Bestimmung übergeben.

Einige Daten zu dieser Brücke mögen vielleicht noch von Interesse sein: Die Gesamtlänge beträgt 180 m (die zusammengesetzten Brückenteile 84 m, die zum Bornekamp hin abschüssige Rampe 96 m). An Baukosten entstanden 1.212.000 DM, wovon aus Landesmitteln 1.020.000 DM (Förderung

des Radwegebaues) geflossen waren. Aus Gründen der Behinderten- und Fahrradfreundlichkeit verfügt die Brücke über eine 6 %ige maximale Längsneigung.

Wie sich kurioserweise herausstellen sollte, behagte diese Längsneigung der Brücke nicht

nur den Radfahrern und Behinderten, sondern am frühen Nachmittag des 1. November 2001 erschien, vollkommen unerwartet und überraschend für eine gerade dort anwesende größere Gruppe von Heimatfreunden, auch ein kleiner, noch junger, aber gut herausstaffierter heimischer Esel. Er erschien mit hintergründigem Augenzwinkern und sich erkennbar seines hiesigen hohen Eselswertes sehr bewusst auf eben dieser konvex geschwungenen Brücke, die bisher noch mit keiner offiziellen Namensnennung bedacht worden war.



Dem Esel unterstellt man gemeinhin ein hohes Maß an langohriger Dummheit. Aber dieser selbstbewusst auftretende Abkömmling einer Eselsgattung war jedenfalls nicht mit dieser eselstypischen Eigenschaft ausgestattet. Hätte er sich sonst wohl und überhaupt an einem Ort eingefunden, an dem zuvor speziell zu seiner Hommage das Ortsschild „Eselbrücke“ anonym angebracht worden war, und das in zeitlichen Intervallen sogar gleich zweimal?

Gleich zweimal war es aber auch von pflichtgestrengen Ordnungshütern und offiziellen und offensichtlich wenig humorbegabten Eselsbrücken-Verhinderern unverzüglich schweigend, aber souverän wieder entfernt worden. Die „autoritär agierende Stadtgewalt“ war offenbar der Auffassung, dass sie noch über genügende geistige Frische verfügen würde, um auf eine „Eselbrücke“ guten Gewissens verzichten zu können. Dabei gibt es doch in der Realität kaum einen Menschen, der solcher Eselsbrücken nicht bedarf, zudem wenn man an die fortschreitende Veralterung unserer Gesellschaft denkt. Dem kleinen Unnaer Jungesel war das alles offenbar hinreichend bekannt, er erschien absolut aufgeklärt.

Gewissermaßen als Wahrzeichen und Symboltier unserer Stadt fühlte er sich aber nun, und das scheint „menschlich“ wiederum durchaus verständlich, erheblich in seiner Esels-Ehre verletzt und tief gekränkt, was letztlich auch der Hauptgrund seines demonstrativen Erscheinens gewesen sein dürfte. Da ein Esel bekanntermaßen nur über einen äußerst begrenzten Wortschatz verfügt, war es ihm nicht möglich, sich sprachlich verständlich zu machen.

Was aber mochte der in seinen Persönlichkeitsgefühlen so tief gedemütigte Unnaer Jungesel wohl gedacht haben?

Warum steht man nicht zu mir?

Bin ich denn nicht in Unna hier

schon fast ein festes Wappentier?

Und was treiben Esel nun töricht mit Dir?
So oder so ähnlich mochte der kleine

Unnaer Jungesel gedacht haben. Hätte er sich einer menschlich verständlichen Sprache bedienen können, so hätte er vielleicht, unter Wahrung demokratischer Gepflogenheiten, knapp aber „menschlich verständlich“ vorgeschlagen: Plebiszit!

(Entscheidung durch Volksabstimmung).

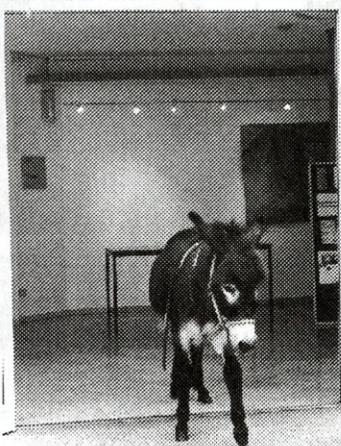
Und dabei konnte er sich sogar des Ausgangs absolut sicher sein. Doch haben sich die „Eselbrücken-Verhinderer“ vielleicht auch wiederum die menschlich verständliche Frage gestellt: „Sollte man sich, in welcher Form auch immer, überhaupt mit Eseln in irgendwelche Dispute einlassen? Könnte man sich dabei vielleicht nicht gar selbst noch zum Esel machen? Und das auch noch in einer ausgesprochenen Esels-Hochburg? Die hiesige Regionalpresse nahm sich jedenfalls dankbar und wiederholt dieser spannungsgeladenen Eseleien an.

Das Unnaer Senioren -Magazin „Herbst-Blatt“, welches ohnehin in jeder Ausgabe einen aktuellen Esel-Report veröffentlicht, schlachtete diese Unnaer Provinz-Posse, satirisch gekonnt untermalt, zusätzlich erfrischend für Unnaer Altesel aus. Doch könnte es für eine Brücke in der Stadt überhaupt ein namentlich passenderes Attribut geben? Aber Esel können auch nicht alles wissen! Und Esel sind eben so, und wollen es auch bleiben. Jeder Esel weiß das!

Vielleicht sollte man, um ausgleichende Toleranz zu üben, die Brückenbenennung

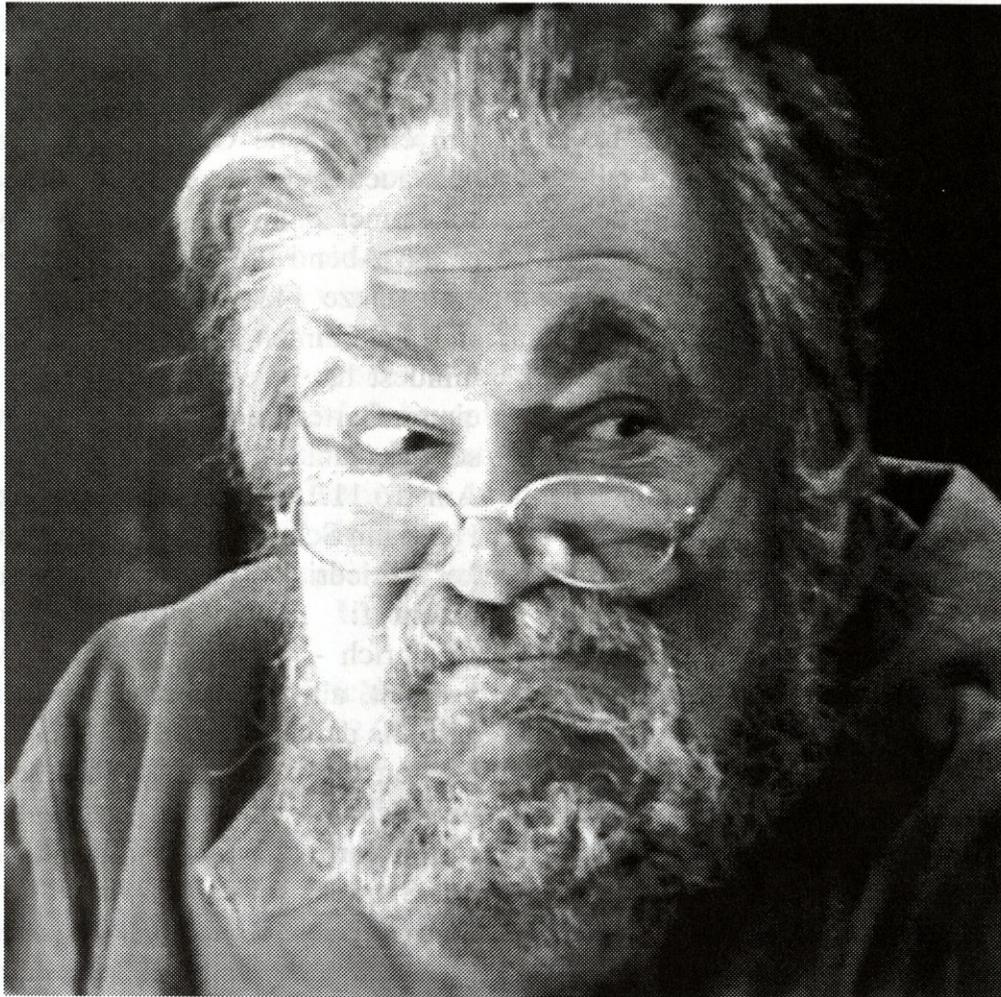
„pons asinorum“ ins Kalkül einbeziehen. Das könnte, aus welchen Gründen auch immer, sowohl zum Abbau persönlicher Befindlichkeiten beitragen als auch die touristische Attraktivität unserer Eselsstadt wesentlich verbessern. *

RATSSAAL



Pathos, Römerring und rollendes „R“ Der Schauspieler Hermann Schomberg

- von Brigitte Paschedag -



Er gehört zu den berühmtesten Söhnen unserer Stadt, Hermann Schomberg, der in diesem Jahr 100 Jahre alt geworden wäre. Geboren wurde er am 12. August 1907 als Hermann Wilhelm Schamberg im Haus seiner Eltern am Nordring. Schon früh entschloss er sich, sehr zum Leidwesen seiner Eltern, die in Unna ein kleines Wäsche-geschäft betrieben, Schauspieler zu werden. Nachdem er mit einiger Mühe am Pestalozzi-Gymnasium das Abitur bestanden hatte, setzte er diesen Vorsatz in die Tat um. Sein Handwerk erlernte er an der „Hochschule für Bühnenkunst“ bei der berühmten Louise Dumont. Mit Rücksicht auf seine Familie und wohl auch, weil ihm sein eigentlicher Nachname nicht so recht

gefiel, wählte er einen Künstlernamen und nannte sich jetzt Hermann Schomberg. Diesen Namen ließ er 1948 auch amtlich registrieren.

Seine ersten Engagements führten ihn nach Osnabrück, Dortmund, Wien und Aachen. Seit 1934 stand er in Frankfurt am Main auf der Bühne, wo ihm 1938 der Römerring verliehen wurde. 1945 ging er nach Hamburg, zunächst an die Kammerspiele, dann ans Deutsche Schauspielhaus. Bochum und Düsseldorf waren nur Zwischenstationen, bevor er für immer nach Hamburg ging. Hier spielte er – wie auch schon in Düsseldorf – unter Gustav Gründgens, dem bedeutenden Theatermagier.

Seine zahlreichen Gastspielreisen führten

ihn u. a. auch in seine Heimatstadt Unna, wo er mit Elisabeth Flickenschild auf der Bühne stand.

Überhaupt kam er immer wieder gern nach Unna, besonders zu den Klassentreffen, die seine ehemaligen Mitschüler immer so planten, dass sie in seinen Spielplan passten. Mit einigen von ihnen stand er bis zu seinem Tod in Kontakt.

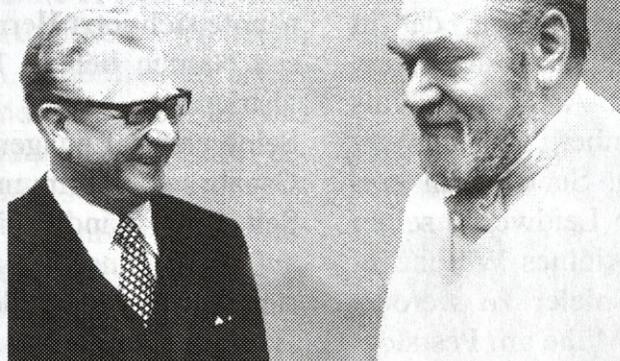
Hermann Schomberg zählt zu den bedeutendsten Theaterschauspielern seiner Zeit. Unvergessen sind seine Klassikerrollen wie Falstaff, Tartuffe, Heinrich IV. Im Faust spielte er drei sehr unterschiedliche Rollen: Theaterdirektor, Gottvater und Erdgeist. Diese Gestalten verkörperte er auch in der berühmten Gründgens-Verfilmung des Faust.

Trotz seiner zahlreichen Theaterauftritte fand er immer wieder auch die Zeit Filme zu drehen. Er spielte mit Hilde Krahl, Willy Fritsch, Christina Söderbaum, Carl Radatz, Hans Holt, Thomas Holtzmann und Will Quadflieg, also mit den bedeutendsten Mimen seiner Zeit. Dabei verkörperte er nicht nur klassische Rollen, sondern stand auch den modernen Autoren aufgeschlossen gegenüber und verkörperte Figuren von Christopher Fry, Jean Anouilh und Max Frisch. In dem Fernsehspiel

„Wecken Sie Madame nicht auf“ von Anouilh stand er 1974 zum letzten Mal vor einer Kamera.

Sein größtes Hobby war die Malerei.

Seine Mußstunden verbrachte er in Rantum auf Sylt, wo er ein Haus besaß. Liebevoll nannten ihn die Inselbewohner den „Rübezahl von Rantum“. Dieser Name sagt etwas über seine äußere Erscheinung aus. Hermann Schomberg war durch und



H. Schomberg im Gespräch mit Bürgermeister Erich Göpfert

durch eine „barocke Figur“. Groß und stattlich mit einer äußerst kultivierten Stimme und dem typischen rollenden „R“ der Schauspieler seiner Zeit. Diese Stimme konnte er in vielen Radiosendungen zum Klingen bringen. Das Fernsehen nahm dagegen nur wenig Notiz von ihm.

Um eine solche Gestalt ranken sich natürlich auch Legenden. So wird berichtet, er sei immer dann am besten gewesen, wenn er am Abend vor einem wichtigen Auftritt eine ganze Flasche „Hochprozentiges“ zu sich genommen habe. Ob das stimmt? Zumindest hat er es in gemütlicher Runde in einem Garten an der Bahnhofstraße in Unna selbst erzählt.

Am 16.11.1975 verstarb der große Mime Hermann Schomberg. Der gefürchtete Kritiker Friedrich Luft schrieb in seinem Nachruf: „Er hat die sogenannten „Heinrich – George – Rollen“ wunderbar gespielt, all die weiträumigen, die mächtigen, die derben Gestalten. Aber am wunderbarsten war er, wenn er aus seiner Breite und Schwere die reine Zärtlichkeit signalisieren durfte. Zauber, Humor, den Sanftmut der Starken, sei es bei Anouilh oder in einem Ionesco oder sogar in einer strikten, großen französischen Posse. Er war, obgleich physisch so festgelegt, von einer wunderbaren Variabilität, dazu einer unserer intelligentesten Sprecher überhaupt.“

Die Weggefährten seiner Jugend haben sich immer wieder darum bemüht, dass eine Straße in Unna nach dem großen Sohn unserer Stadt benannt würde. Leider ist das aber bisher nicht erfolgt.

Schade eigentlich!

Ein solcher Mann verdient es, im Gedächtnis der Unnaer zu bleiben! *

Neues aus der zib-Bibliothek

Die Melange-Reihe nimmt Fahrt auf

- von Karin Maatje -

Es gibt einen Grund zur Freude bei den Bibliotheksmitarbeitern.

Die seit Anfang des Jahres laufende Veranstaltungsreihe mit der Künstlergruppe Melange erfreut sich wachsender Beliebtheit. Bei einem Glas Wein oder einer Tasse Kaffee macht vor allem der unmittelbare Kontakt zwischen Künstler und Publikum den Reiz der Veranstaltung aus.

Jeden Dienstag im Monat wird ein neues Thema vorgestellt, das ein treuer und immergrößer werdender Besucherstamm von Kultur- und Literaturinteressierten genießt.

So fanden ein Wilhelm Busch-Abend, Geschichten aus Österreich oder die heitere Seite des großen Aufklärers Lessing großen Anklang. Auch die Interpreten können sich sehen lassen: etwa der Kabarettist und Schauspieler Stefan Keim, die Chansonsängerin und Schauspielerin Kriszti Kiss oder der Rezitator Peter Schütze gehören zum Künstlerkreis von Melange. Abseits der ausgetretenen Pfade von populären Veranstaltungen wird die europäische Salon- und Kaffeehauskultur mit hohem Unterhaltungswert vermittelt.

Um 19.00 Uhr geht es los, anschließend gibt es noch die Möglichkeit, bis um 22.00 Uhr, in den Beständen der Bibliothek zu stöbern, denn die Veranstaltungen sind kombiniert mit der langen Öffnungszeit der Bibliothek am **ersten Dienstag im Monat**.

Eine Veranstaltungsübersicht gibt es in der Bibliothek oder unter www.zib.unna.de, bei **Veranstaltungen im zib** oder unter www.melange-im-netz.de



Neuer Standort für Großdruckromane

Großdruckromane sind ganz normale Bücher, wie wir sie früher schon gelesen haben. Sie unterscheiden sich von ihnen nur darin, dass sie in größerer Schrift gedruckt sind, die viel freundlicher für die müden Seniorenaugen ist

Seit Anfang April haben die Großdruckromane der zib-Bibliothek einen neuen Standort gefunden. Gleichzeitig wurden sie aufgestockt, die neue Reihe Ueberreuter-Großdruck kam hinzu. Eine übersichtlichere Aufstellung der Romane sowie ein neuer, benutzerfreundlicher Standort direkt am Aufzug erleichtern die Erreichbarkeit und die Auswahl interessanter Titel.

Nicht nur Klassiker, auch Bestseller werden in augenfreundlicher Schrift angeboten. Beispiel gefällig?

Heines „Harzreise“, „Die Asche meiner Mutter“ von Frank McCourt, Elisabeth von Arnims „Jasminhof“ oder „Der Medicus“ von Noah Gordon erwarten Sie im Salon (oberste Etage) der Bibliothek, die Öffnungszeiten im zib sind:

Dienstags- freitags 10.00-18.30 Uhr, samstags 10.30-14.30 Uhr. *



Wilhelm Busch der populärste deutsche Humorist

- von Ingrid Faust -

Geboren 1832 in dem „klimperkleinen“ Dörfchen Wiedensahl bei Hannover, begehen wir in diesem Jahr seinen 175. Geburtstag. Lassen wir ihn selbst sprechen:

Mein Lebenslauf ist bald erzählt. –
In stiller Ewigkeit verloren
Schliefe ich, und nichts hat mir gefehlt,
Bis dass ich sichtbar ward geboren.

Was aber nun? – Auf schwachen Krücken
Ein leichtes Bündel auf dem Rücken,
Bin ich getrost dahingeholpert,
Bin über manchen Stein gestolpert,

Mitunter grad, mitunter krumm,
Und schließlich musst' ich mich
verschlaufen.
Bedenklich rieb ich meine Glatze
Und sah mich in der Gegend um.

O weh! Ich war im Kreis gelaufen,
Stand wiederum am alten Platze,
Und vor mir dehnt sich lang und breit,
Wie ehemals, die Ewigkeit.

Willy Busch



Es sitzt ein Vogel auf dem Leim

Es sitzt ein Vogel auf dem Leim,
Er flattert sehr und kann nicht heim.
Ein schwarzer Kater schleicht herzu
Die Krallen scharf, die Augen gluh
Am Baum hinauf und immer höher
Kommt er dem armen Vogel näher
Der Vogel denkt: Weil das so ist
Und weil mich doch der Kater frisst,
So will ich keine Zeit verlieren,
Will noch ein wenig quinquilieren
Und lustig pfeifen wie zuvor,
Der Vogel, scheint mir, hat Humor.

Überall wo der Name Wilhelm Busch erwähnt wird, geht ein Schmunzeln über die Gesichter. Jeder ist irgendwann und irgendwie in seinem Leben mit Wilhelm Buschs Bilder- geschichten, zusammengefügt aus drastisch frechen Zeichnungen und eingängigen Knittel- versen, in Berührung gekommen. Nicht selten war Wilhelm Busch die erste selbständige Lektüre, angefangen bei „Max und Moritz“, „Hans Huckebein, der Unglücksrabe“, „Fips der Affe“, und dann – auf den Geschmack gekommen – ging es weiter über die „Fromme Helene“ bis zu den nicht illustrierten Versen „Kritik des Herzens“. Eine Kritik an der bürgerlichen Moral, gegen allgemeinemenschliche Schwächen und Fehler, Worte eines Künst- lers, der in gutem Glauben versuchte „möglichst schlicht und bummelig die Wahrheit zu sagen“.

Das hier abgedruckte Gedicht aus „Kritik des Herzens“, das Gleichnis vom Vogel, der sich im Augenblick höchster Not auf sein eigentliches Können besinnt und dem drohenden En- de singend ins Auge blickt, ist ein Beispiel heiter gelassener Lebenskunst, wie wir sie alle dringend brauchen. *



Geigenbau in Unna - Caroline Henry

- von Gisela Lehmann -

Caroline Henry gehört zu jenen Frauen, die in einer Männerdomäne erfolgreich sind.

Aber so klar ihr Ziel auch war, so schwierig und unbequem war der Weg dort hin.

„In Frankreich war manches etwas anders als in Deutschland“, beginnt die heutige Meisterin zu erzählen. „Für den Beginn einer Berufsausbildung war in Frankreich das Höchstalter auf 17 Jahre festgelegt. Mit dem Abitur wurde studiert. Zwar gab es die Möglichkeit, eine schulisch höhere Laufbahn mit gleichzeitiger dreijähriger Berufsausbildung einzuschlagen, doch dazu musste man sich schon frühzeitig für den späteren Beruf entscheiden. Das konnte ich nicht.“

Die aus dem Südwesten Frankreichs stammende Caroline wollte alles. Das Abi in der Tasche, stand jetzt für die 18-jährige, die seit ihrem achten Lebensjahr Cello spielt, fest: „Ich möchte das Instrument nicht nur spielen, ich möchte es auch bauen“. Nun allerdings war in Frankreich die Chance, mit 18 eine Lehrstelle zu bekommen, gleich Null.

Das schreckte die ehrgeizige Französin aber nicht ab. Sie ging nach Deutschland. In Tübingen studierte sie Germanistik und Musikwissenschaft. Hauptsächlich aber wollte sie ihre Deutschkenntnisse verbessern. Dabei hatte sie ihr Ziel, den Geigenbau zu erlernen, immer fest im Blick.

In Frankfurt hat es dann geklappt. Bei einem Geigenbauer bekam sie eine Praktikantenstelle. Hier erwarb sie sich das nötige Fingerspitzengefühl für Holz und Feinarbeit und baute ihre erste Geige.

Mit reichem Fachwissen und Erfahrung kehrte sie nach zweieinhalb Jahren der finanziellen Entbehrungen nach Frankreich zurück.

In Mirecourt, im französischen Geigenbauzentrum, hatte sie einen Meisterbetrieb gefunden. Bald stellte sie fest, jeder Meister arbeitet anders und hat eigene Techniken. Das konnte der strebsamen Caroline nur recht sein. Schon nach einem Jahr legte sie die Gesellenprüfung ab. Mit dem Gesellenbrief in der Tasche zog es sie erneut nach Deutschland.

In Dortmund fand sie beim Geigenbauermeister Volker Bley eine Anstellung. Die deutschen Vorschriften sind gründlich. Gesellenjahre mit französischem Gesellenbrief dauern nicht drei, sondern fünf Jahre. Herr Bley bestätigte ihr ausgeprägtes Gehör und hervorragendes Klangverständnis, neben Fachwissen und Fingerfertigkeit das Wichtigste im Geigenbau. In Düsseldorf bekam sie dann ihren Meisterbrief.



Überglücklich eröffnete Caroline Henry schon zwei Monate später, 1989, in Unna ihre eigene Werkstatt.

„Unna ist kulturell, besonders was die Musikszene betrifft, sehr aktiv. Außerdem wollte ich von Dortmund nicht zu weit weg, dort habe ich viele Freunde und Bekannte“, gestand sie.

Nach einigen Umzügen ist der geeignete Platz für ihren Wirkungskreis in der Burgstraße 22 gefunden.

„Klangvorstellung habe ich vor dem Bau des Instrumentes und entwerfe nach ihr das Modell. Danach wähle ich die Stärke des Holzes. Ahorn für den Unterboden, Zargen und Hals. Fichte für das Oberdeck. Der Korpus dient als Verstärker und bildet den Klang durch die aus den F-Löchern entweichende Luft,“ erklärt Frau Henry.

Für mich allerdings sehen alle Geigen, bis auf ihre Größe, gleich aus. Gut, dass ich den Mund gehalten habe, denn das ist nur auf den ersten Blick so. Es ist wie mit den Neugeborenen. Beim genaueren Hinsehen gibt es dann die feinen Unterschiede. Mal ist die Taille schmaler, die sanften Rundungen ausgeprägter. Auch Leim, Beizen, Farben und Lacke sind verschieden. Lacke werden meist nach Geheimrezept in der eigenen Giftküche gebraut.

„Mein Ziel war es immer, vom Neubau zu leben. Ich weiß bereits vorher, wie das fertige Instrument klingen wird. Es ist schade, doch vom Instrumentenbau allein kann ich nicht leben.“

Heute besteht das Hauptgeschäft aus Reparatur und Richten der Instrumente, was ein Blick in die Werkstattträume bestätigt. Auf den Tischen liegen Celli, ein Kontrabass lehnt in Teilen an der Wand, von einer durch den Raum gezogenen Schnur hängen die Geigen herab, alles wartet, bis Caroline Henry Zeit für sie hat.

Ihre Qualitätsarbeit hat sich herum gesprochen. Zum festen Kundenstamm zählen Berufsmusiker, vor allem aus den Musiktheatern der Region. Aber auch Leute, die nur dann und wann vorbei schauen, gehören zu ihren Kunden.

Ihre große Liebe gilt den Kontrabässen.

Auf deren Restaurierung und Pflege hat sie sich besonders spezialisiert. Dafür kommen Kunden auch von München und Stuttgart.

Werkstätten für den Geigenbau sind zwar in Deutschland relativ gleichmäßig verteilt, doch Musiker brauchen die Werkstatt ihres Vertrauens in der Nähe. Wenn ein Malheur passiert, z.B. vor einem großen Konzert die Geige plötzlich zu Bruch geht, oder, oder, alles ist eine mittlere bis große Katastrophe. Dann ist der vertraute Geigenbauer der Retter, wie der Notarzt, auch nachts.

Eine Menge Neues habe ich erfahren. Eine Sache interessiert mich besonders: „Was machen die Geigen von Stradivari so begehrt und heute fast unbezahlbar?“ wollte ich wissen. Stradivari hatte sein Handwerk bei dem oberitalienischen Meister Amati gelernt. Das Modell der Geige hat Stradivari perfektioniert und sie ist seit dem 17. Jahrhundert kaum noch verändert worden. Ihr Klang füllt heute Konzertsäle in aller Welt – ohne Verstärker und Lautsprecher. Aber es lag nicht nur an den Geigen. Stradivari war auch ein brillanter Geschäftsmann, einfach ein Verkaufsgenie. Er bot seine Geigen bevorzugt dem Adel an, was den Wert der Geigen ungemein steigerte.

Zuvor haben die wandernden Musiker ihre Instrumente selbst gebaut. Auf Wanderschaft hatten sie Zeit und immer das passende Werkzeug. Fertige Geigen fanden außerdem stets ihre Abnehmer, davon konnten sie ganz gut leben.

„Aber auch eine Stradivari kann ihren Klang verlieren. Geigen, die nicht gespielt werden, verlieren ihren Klang. Es ist wie ein Auto, welches nur in der Garage steht. Beides muss lebendig gehalten werden,“ erklärt Caroline Henry

Und mal ehrlich, wer kann sich schon dem Zauber des Klanges der Geigen von Anne-Sophie Mutter oder André Rieu entziehen?

Erinnerungen an einen Winter, der gar keiner war.

Christian Modrok



Eine Seniorenclique saß wieder einmal beim Kaffeetrinken zusammen. Nach dem üblichen Begrüßungsritual fing das Loben und Klagen über die Gesundheit an, wobei mehr geklagt als gelobt wurde. Oder besser gesagt, eigentlich nur geklagt. Nur einer sann nach einer Möglichkeit, die Diskussion auf eine andere Bahn zu lenken. Er warf die Frage in die Runde, wie alle über den Winter gekommen sind. Es folgte ein Moment der Konsternation. Dann sagte einer: „Winter? Hatten wir einen Winter? Für

musste nämlich jeden Tag der Großmutter Kohlen aus dem Keller nach oben in die Wohnung bringen. Und Großmutter's Wohnung war trotzdem nicht besonders warm. Die Fenster nur einfach verglast und nicht dicht. Bei der Kohleheizung hätten sie auch nicht dicht sein dürfen. Ein anderer stimmte zu, er holte einem Onkel das Heizöl in Kannen aus dem Keller. Ein Ölofen galt damals als fortschrittlich. Er hatte den Vorteil vor dem Kohleofen, dass man keine Asche mehr raustragen musste. Das Öl ver-

brannte fast ohne Rückstand. Es hatte aber auch einen Nachteil, ein leichter Ölgeruch war leider nicht zu vermeiden. Wir erinnerten uns an die guten Bratäpfel, die es manchmal bei Großmutter aus der Backröhre des Kachelofens gab. Darauf bemerkte eine Hausfrau, dass sie sich Bratäpfel jetzt im Mikrowellenherd selber mache. Aber Großmutter's Äpfel



mich war es nur eine Periode von Schmutdelwetter, in der ich unnötigerweise auf lauten Winterreifen gefahren bin.“ Doch da regte sich Widerspruch. Denn, wie der Rheinländer zu sagen pflegt – es hätte ja vielleicht Winter kommen **können**. So ist uns wohl einige Male ein Verkehrschaos erspart geblieben.

Danach kam der typische Erinnerungseffekt: Ja, früher war alles besser! Da waren die Winter auch richtige Winter. Es gab jede Menge Schnee und Freude beim Bau von Schneemännern. Einer erinnerte daran, dass es nicht nur Spaß im Winter gab. Er

wären eben besser gewesen.

Dann meldeten sich die Wintersportbegeisterten zu Wort. Eine Dame schwärmte von ihren Eisläuferfahrten. Auf einer Nebenstraße war ein Tennisplatz. Dieser wurde bei Frost mit Wasser besprüht. Am Abend gab es Musik von einem primitiven Plattenspieler bei spärlicher Beleuchtung. Quasi heile Welt. Aber so heil war die Welt nicht. Schlittschuhe, so wie auch andere Sportartikel, waren nach dem Kriege rar und von schlechter Qualität. Sie wurden, zum Leidwesen der Väter, über eine Klemmverbindung an gewöhnliche

Straßenschuhe befestigt. Nicht selten riss der Absatz ab. Dann gab es zu Hause Krach. Eine andere Dame des Kränzchens erzählte, dass sie in den Weihnachtsferien meistens zu den Großeltern aufs Land gefahren ist. Dort war der Weiher zu dieser Zeit immer zugefroren. Den Tag verbrachten die Kinder auf dem Eis. Weil es doch damals kaum Schlittschuhe gab, befestigte der Großvater unserer Freundin auf den Sohlen von Holzschuhen zwei Drähte. Der Spaß damit war vollkommen. Andere bestätigten, dass es diese Art von Selbstbauschlittschuh gab. An Unfälle damit konnte sich keiner erinnern. Mit ein bisschen Wehmut schauen sich alle noch Eissportereignisse im Fernsehen an.

Drei aus der Clique hatten sich früher einmal für den Skisport begeistert. Alle drei

erzählten, dass sie nach dem Kriege auf Holzbretteln gestanden sind. Einer von ihnen macht heute noch Langlauf, wenn im Sauerland genügend Schnee liegt. Und einer war im vergangenen Winter in Österreich, aber dort konnte man nur auf den Gletschern Ski fahren. Der Dritte erzählte von einem Unfall im Skiurlaub, bei dem er sich ein Bein gebrochen hatte. Das Ärgerliche für ihn war obendrein, dass er sich das Bein nicht auf der Piste brach, sondern auf dem Weg ins Restaurant zum Abendessen.

Vielleicht bezogen sich die Schilderungen der „schönen Winter“, auch nur auf wenige Tage des Jahres. Aber als freudige Erlebnisse im grauen Alltag der damaligen Zeiten, haben sie sich tief in unseren Erinnerungen eingegraben. *

Leserbrief

Immer wieder erreichen uns Anfragen von HB-Lesern, Beiträge zu veröffentlichen. Soweit es in unserem Gesamtzusammenhang passt, nehmen wir solche Texte gerne auf. Wir behalten uns es aber vor, redaktionelle Kürzungen vorzunehmen, um den Umfang nicht ausufern zu lassen.

Wir freuen uns deshalb, einen Beitrag von Frau Lilli Finger zu veröffentlichen, den wir aus redaktionellen Gründen gekürzt haben.

Sie schreibt:

Ich wohne seit dem 01.10.2005 im Bethesda-Seniorenzentrum Haus Kissenkamp. Ausschlaggebend dafür, hier einzuziehen, wurden für mich die täglichen Anforderungen, allein zu recht zu kommen. Besonders das Treppensteigen fiel mir immer schwerer. Ich informierte mich über andere Lebensformen und stieß dabei nach der Neueröffnung auf das Bethesda Seniorenzentrum Haus Kissenkamp. Mit meiner Tochter schaute ich mir das Haus an, um zu sehen, wie das da so abläuft. Gefallen hat mir die Aufteilung des Einzelzimmers mit großem Badezimmer. Liebgewordene eigene Möbel konnte ich auch noch dazu zustellen. Alles wirkte dadurch übersichtlich und noch persönlich. Ich entschloss mich, dort einzuziehen.

Wie gefällt es mir hier? Natürlich ist es erst mal was Neues. Ich bin mehr oder weniger entlastet. Die Mitarbeiterinnen sorgen sich ja um mich. Unterhaltung genügend. Manchmal zu viel. Man kann sich aus den Wohngruppen oder Aufenthaltsbereichen jederzeit zurückziehen und seine innere Ruhe in seinen eigenen vier Wänden finden.

Wer einmal tätig war, wird nicht so schnell untätig. Ehrenamtlich „arbeite“ ich im Heimbeirat mit, um meine grauen Zellen lange fit zu halten. Das fordert mich zwar, aber es befriedigt mich auch, gestaltend mitzuwirken.

Ich freue mich immer, wenn meine Angehörigen mich besuchen kommen. Einmal im Jahr ist der „Tag der offenen Tür“. Da können sich alle Menschen – nicht nur die Älteren – unser Bethesda-Seniorenzentrum anschauen. Es lohnt sich.

Senioren helfen Senioren

- von Klaus Pfauter -

Durch die Tagespresse schleichen immer mal wieder Berichte über dreiste Halunken, die sich für ihre Tricks ausgerechnet Menschen aussuchen, die wir etwas vornehm „Senioren“ nennen.

Es sind, seien wir ehrlich, die Alten.

Wir sind das !

Zu den beliebten Tricks, mit denen wir heimgesucht werden, gehört der bekannte, aber trotzdem immer wieder

funktionierende „Enkeltrick“: Oma wird angerufen. Das Enkelchen ist in Not, verhaftet, von der Polizei festgehalten, natürlich unschuldig. Braucht dringend Geld für die Kautions. Schickt einen Freund, um es abzuholen...

Das Telefon als Tatwaffe !

Was tun ?

Ein schönes Symbol ist uns in Unna aufgefallen: Ein kräftiger Händedruck. erinnert an Freundschaft, Hilfsbereitschaft, Vertrautheit. Wer steckt hinter diesem Sym-

bol ?

Es sind die „Seniorenberater“, vereint unter dem Titel „Senioren helfen Senioren“, eine Aktion, ins Leben gerufen und unterstützt

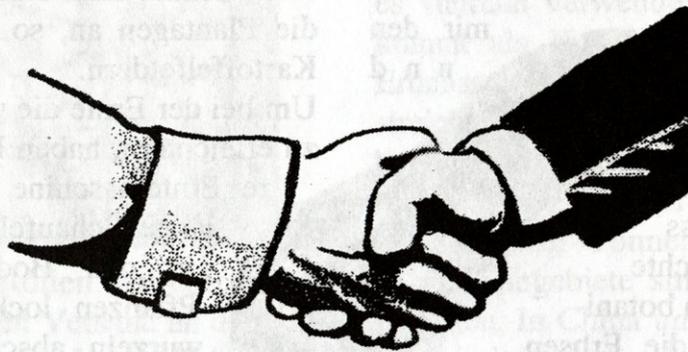
durch die Kreispolizeibehörde in Unna.

Seniorenberater werden ausgebildet, die dann ihr Wissen und ihre Erfahrungen weiter an Vereine oder Seniorengruppen vermitteln.

Es werden Themen

aufgegriffen, die älteren Menschen helfen sollen, mit größerer Sicherheit ihren Alltag zu meistern: Beim Ratenkauf, an der Haustür oder in öffentlichen Verkehrsmitteln.

Unter dem Titel „Senioren helfen Senioren“ erscheint die Organisation auch im Internet: www.senioren-helfen-senioren.eu Oder wenden Sie sich um Hilfe zu erlangen, oder um Helfer zu werden, an das „Kommissariat Vorbeugung“, Tel. 02303-921-4512. *



Herr Rolf Ritter aus Kamen schrieb uns diesen Leserbrief

Hallo, „Herbst-Blatt“

Du bist duftig, Du bist toll, Ernstes, Lustiges und Informatives in bunter Mischung, durch Karikaturen bunt aufgemischt, man möchte es täglich haben! Besser als alle Tages- und BILDungs Zeitschriften, die ja nur die anerzogene Sensationsgier anfachen und schüren. Typisch „Hund beisst Kind“ - uninteressant, aber „Kind beisst Hund!“ schon eher etwas, aber „Wo ist der Mörder?“ das wird gierig konsumiert.

Allein der Titel „Herbst-Blatt“ und das zum Frühlingsanfang! Aber das kam wohl daher, dass die H-B Nr. 1 vermutlich in einem Herbst vor einigen Jahren erschienen ist. Nr. 46 kommt hin, mit Herbst 1995. Da war ich zwar auch schon 12 Jahre Rentner, aber ich bin erst noch junger „Räder-Esser“.

Summa summarum, es hat mir gut gefallen und dafür ein herzliches „Dankeschön“!

Mit freundlichen Grüßen aus Kamen!

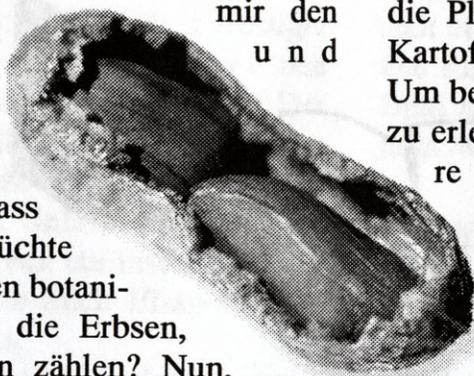
Leckere Knabbereien

- von Benigna Blaß -



Wer knabbert nicht gern mal Nüsse? Vor einiger Zeit hab ich mir eine Tüte „Mix-Nuss“ geholt. Cashew-Kerne, Mandeln, Pekan-Kerne und Erdnüsse standen auf dem Päckchen. Ich sah mir den Inhalt an, probierte überlegte. Wo und wie wachsen eigentlich Erdnüsse?

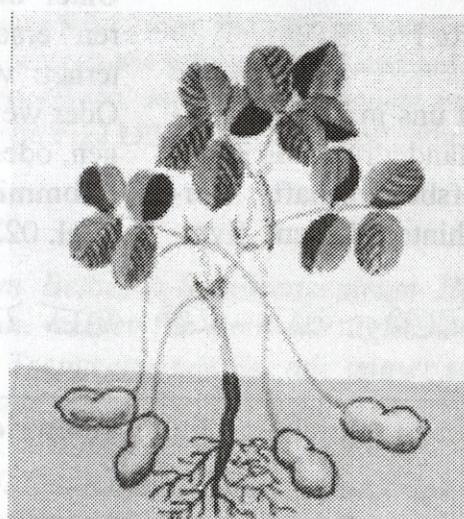
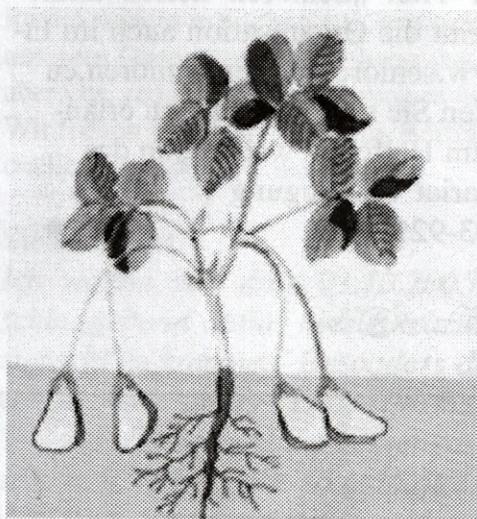
Wussten Sie, dass Erdnüsse Hülsenfrüchte sind und zur gleichen botanischen Familie wie die Erbsen, Bohnen und Linsen zählen? Nun, wie wachsen sie eigentlich? Die Erdnussamen werden in feuchte, sandige Böden gelegt und etwas angehäufelt. Ist die Bodentemperatur warm, so 18-20°, entfalten sich schon nach 14 Tagen die ersten 4



befinden sich meist zwei längliche, ovale 1-3 cm lange Samen, die von einer papierartigen, rotbraunen Schale umhüllt sind. Schaut man sich die riesigen Felder, die Plantagen an, so gleichen sie unseren Kartoffelfeldern.

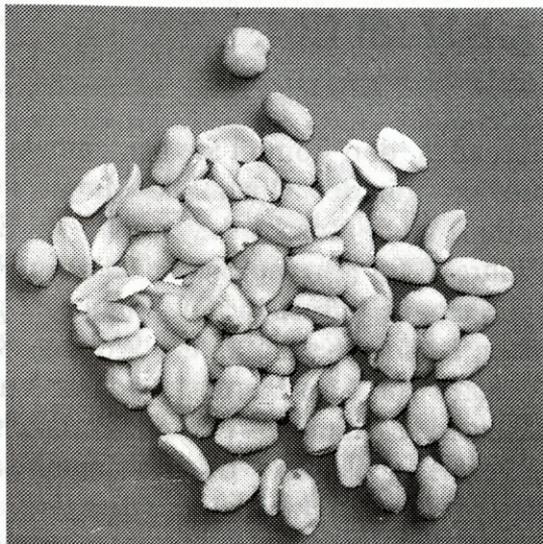
Um bei der Ernte die mühselige Handarbeit zu erleichtern, haben Farmer eine besondere Erntemaschine erfunden. Diese hat lange Schaufeln, die 10-15 cm tief in den Boden eindringen, die Pflanzen lockern und die Pfahlwurzeln abschneiden. Dann hebt eine Schüttelvorrichtung die Pflanzen an, schüttelt die Erde ab, dreht sie mit den Erdnüssen nach oben und legt sie wieder auf den Boden. Nun müssen sie mehrere Tage dort trocknen. Dann fährt der Farmer, ähnlich wie bei uns mit einem

Mähdrescher, über das Feld. Die Ranken werden abgeschnitten und bleiben liegen, die Erdnüsse kommen in einen Gitterkorb oberhalb der Maschine und werden dort noch weiter getrocknet. Eine gute Ernte darf nur einen Feuchtigkeitsgrad von 10% enthalten. In den Schälfirmen, die



Blättchen, doch erst nach 30-40 Tagen erscheinen kleine gelbe Blüten, die in wenigen Stunden verblüht sind. Nach der Befruchtung entwickeln sich bis zu 15 cm lange Fruchtstiele, die sich zur Erde neigen und den Fruchtknoten 4-8 cm tief ins Erdreich drücken. Es dauert 60-70 Tage bis sich die 2 - 6 cm lange goldgelbe Frucht bildet, doch erst nach 120-160 Tagen kann sie geerntet werden. Die Fruchtwand ist zähfaserig und öffnet sich nicht, im Inneren

die Ernten aufkaufen, werden die Erdnüsse nach Größe und Güte eingestuft und der Preis festgelegt. Dann werden die Erdnüsse von Erdresten, Steinen und Pflanzenresten gesäubert. Nur 10 % werden in der Schale verkauft. Die übrigen wandern über Sortiersiebe zur Schältrömmel, wo sie solange aufeinander stoßen, bis sich die Schalen öffnen und die Kerne herausfallen. Diese gelangen jetzt in einen warmen Luftstrom, der ihre Pelle lockert, die dann in einer Ma-



schine mit großen Rollen entfernt wird. Nun werden sie für den Versand an die verschiedenen Fabriken im In- und Ausland verpackt. Wie zum Beispiel in Deutschland nach Schwerte. Dort werden sie weiter verarbeitet, sie werden geröstet und gesalzen,

kandiert, natur belassen, oder mit anderen Nüssen gemischt und in handliche Tütchen oder Dosen verpackt.

Erdnüsse sind sehr nahrhaft, sie enthalten 50 % Öl, 24-35 % Eiweiß, Vitamin A, B und E. Das Öl ist fast geruch- und geschmacklos; zur Margarineherstellung wird es vielfach verwendet, der Pressrückstand kommt als Kraftfutter dem Vieh zugute. Erdnüsse werden auch gemahlen und als streichfähige Masse (Erdnussbutter) angeboten. Früher in den Care-Paketen haben viele sie kennengelernt. Weltweit werden 23 Millionen Tonnen Erdnüsse geerntet. Die Anbauggebiete sind USA, Nigeria, Indonesien. In China und Indien behalten die Einheimischen allerdings 95% der Ernte als Eigenbedarf. In der nächsten H-B Ausgabe werde ich über die anderen fast unbekannteren Nüsse berichten. *

Quelle: ÜLTJE Schwerte

Erdnussplätzchen aus „Marions Kochbuch“

Zutaten:

- 125 g Mehl
- 50 g Zucker
- 1 Eigelb
- 1 Eiweiß
- 75 g Margarine
- 50 g Erdnussbutter
- 75 g Erdnüsse, frisch

Mehl, Zucker, Eigelb, Margarine und Erdnussbutter in einer Schüssel zu einem glatten Teig kräftig kneten. Den Teig, in Folie, ca. 30 Minuten im Kühlschrank lagern. Danach auf leicht bemehlter Fläche den Teig dünn ausrollen und Plätzchen ausstechen und auf das Backblech legen (Backpapierunterlage). Die Plätzchen mit frischen Erdnusskernen belegen und mit dem geschlagenem Eiweiß bestreichen. Im auf 175° vorgeheizten Ofen ca. 15 Min. goldgelb backen. Auf dem Blech erkalten lassen.

Guten Appetit !

Auszug aus einem Leserbrief

Sehr geehrtes Herbstblatteam, lieber Christian,

.....danke für die Sendung der letzten zwei Hefte. Mir gefällt dieses HB sehr gut. Keine Werbung, lustige Form, kein geschwollenes Wichtigtuen. Leider geschrieben nur für Unna, so dass ich da nicht mitkomme. Ich bewundere die Schreiber, aber ich habe den Verdacht, es sind keine Amateure! Du bist wohl der Einzige. Besonders der Herr Klaus Pfauter ist wohl Berufsredakteur. Sein Stil gefällt mir besonders. Trotz meiner Begeisterung ist diese Beschäftigung nichts für mich. Ich habe viel zu wenig Phantasie. Ich eigne mich höchstens als Buchhalter. Um so größer meine Bewunderung für Dich, dass Du den Mut hattest dich da reinzumischen.....

Mit freundlichen Grüßen, R.M. aus Brühl

Das Leben: Mal hoch, mal tief.

- von Klaus Pfauter -

Manchmal denken wir, schade, dass es das Herbst-Blatt nicht häufiger gibt. Viermal im Jahr, da kann es nicht gerade aktuell sein. Ostern ist längst vorbei und die Schokohasen sind in Weihnachtsmänner umgegossen. Bald wird sich wieder die bange Frage aufdrängen: „Was schenke ich?“



Doch jetzt kommen wir, und sind diesmal die ersten im Lande! So aktuell wie noch nie! Unser Rat: Verschenken Sie doch mal ein Bild. In Holzwickede fand

während der Osterzeit eine Kreativausstellung statt, überwiegend mit Bildern bestückt, aber auch andere Sachen konnte man dort bewundern – und kaufen. Modeschmuck, hübsche Glückwunschkarten usw. Alles selber gemacht von Hobbykünstlern.

„Und warum schreibt ein Seniorenmagazin darüber?“, fragen Sie vielleicht. Weil all die Sachen von fleißigen Leuten gemacht wurden, die man ohne weiteres zu den sogenannten reiferen Jahrgängen zählen darf. Frisch und fleißig kommen sie daher, man steht vor Bildern voller Sonnenschein und bunter Blumen und denkt: So was müsste Oma, so was müsste Opa, auch machen, anstatt nur Muntermacher zu schlucken.

Eine der Ausstellerinnen ist Frau Eva Maria Borbe. Sie steht vor der Wand mit ihren zahlreichen Aquarellen und erzählt. Jedes Bild hat eine Geschichte. Eine Kirche in

Ostpreußen, dort kommt sie her, damals 15 Jahre alt, mit der Oma. Die Mutter verschollen, nach Russland verschleppt. Erst im Jahre 2006 (!) eine Nachricht vom Roten Kreuz aus München: Die Mutter ist gestorben 1945 in Kazan an der Wolga – 800 Kilometer von Moskau entfernt. Der Vater kommt irgendwann aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft heim. Gemeinsam meistern sie ein Schicksal, das damals wohl niemanden sehr aufregte. Man lernte auch wieder zu lachen, zum Beispiel im Fuldaer Krankenhaus, wo Eva Maria als Küchenmädchen arbeitete. Manchmal musste sie geschmuggelte Gänse rupfen, die vom Finanzamt beschlagnahmt und ans Krankenhaus abgeliefert wurden. Das Leid der einen war die Freude der anderen. Heitere Er-



innerungen - und heiter sind auch die Bilder: Frische Farben, der Betrachter fühlt sich wohl beim Hingucken. Von einigen Bildern geht Ruhe aus: Ein verträumter Bach, der hinter Bäumen verschwindet. Ein See im Nebel. Keine Fantasie, es gibt ihn wirklich, diesen See: irgendwo im Riesengebirge. Das war ihr immer wichtig: Malen, was man sieht und so gut wie möglich. „Wie

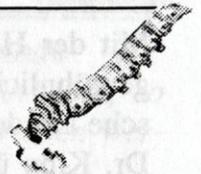
Gott es geschaffen hat“, sagt Frau Borbe. Ihre erwachsenen Kinder, eine Tochter, ein Sohn, und drei Enkel, stehen daneben und stimmen ihr zu. Sie sind die strengen Kritiker und Fans. Sie würden am liebsten alle Bilder von Oma behalten und selber aufhängen. Aber es werden ja noch viele dazu kommen, Omas Elan und Fleiß sind noch lange nicht am Ende. *



Seide aus Unna ?

Arbeitsbeschaffung im 19. Jhr.

- von Rudolf Geitz -



Im Hellweger Anzeiger vom 27. Januar 1869 erschien folgender Artikel:

„Westfalen und Rheinland“

Wie zuletzt beim Begräbnis unseres ehrwürdigen, unvergeßlichen alten Herrn Pfarrers v. Velsen hatte sich heute bei dem Begräbnis unseres allgemein weit und breit geachteten Volksfreundes, Herrn Dr. Kipp eine so zahlreiche Theilnahme aller Korporationen und Stände gezeigt, daß wir dadurch erst recht inne wurden, wie viel wir an diesem im kräftigen Mannesalter mitten in seinem Berufe so plötzlich dahin gerafften Menschenfreunde, der besonders auch in seinem Wirken als Arzt bei Vornehm und Gering, durch sein liebereiches, freundliches Wesen, verbunden mit reichen Wissenschafts- und Lebenserfahrungen, beliebt war, verloren haben.....

Es hatten sich zur letzten Begleitung nicht allein die Einwohner unserer Stadt und Saline sehr zahlreich eingefunden, sondern auch viele Herren Oeconomen und sonstige Freunde von Dörfern; außerdem waren Deputationen aus Hamm und von der Aplerbecker Hütte, sowie viele Mitglieder des landwirtschaftlichen Kreis- Vereins Hamm und die des Vereins für Bienenzucht und Seidenbau erschienen....

Wer war dieser hier so hochgelobte Mann, der im Alter von nur 55 Jahren auf dem Wege zu einem Patienten in seiner Kutsche verstarb?

Dr. Friedrich Kipp, in Hörde geboren, ließ sich 1840 als praktischer Wundarzt in Unna nieder. Neben anderen Ämtern war er für die Saline Königsborn der zuständige Knappschaftsarzt, später auch der Direktor der „Medizinisch-chirurgischen Gesellschaft für die Grafschaft Mark und das Herzogtum Westfalen“ und, fast schon selbstverständlich, mit Rat und Geld bei der Einrichtung des ersten Unnaer Kran-

kenhauses 1858 in der Flügelstraße maßgeblich beteiligt.

Die Bienen und Seidenraupen waren für den allseits geschätzten Mediziner und Geschäftsmann nicht nur Freizeitbeschäftigung. Die Zucht der Seidenraupen wollte er in der Stadt ernsthaft ansiedeln. Unna sollte der Mittelpunkt des westfälischen Seidenbaues werden.

Die schon zur Mitte des 18. Jh. von der königlichen Regierung ausgegebenen Anregungen für den Seidenbau in den preußischen Staaten, als neuer Erwerbszweig, waren bisher nur mit geringem Interesse von der hiesigen Bevölkerung aufgenommen worden oder an den Wetter- und Bodenverhältnissen gescheitert.

1849 bildete sich dann unter Dr. Kipp der „Westphälisch- rheinische Verein für Bienenzucht und Seidenbau“, dessen Aufgaben in einem Satz wie folgt beschrieben wurden:

Beide Kulturzweige, (Bienen und Seidenraupen) namentlich, in den weniger bemittelten Ständen, auszubreiten, um denselben zwei neue Erwerbsquellen zu eröffnen und ihnen neben Sittlichkeit und Frömmigkeit, welche durch Arbeitsamkeit gefördert werden, auch zwei ein reines Vergnügen gewährende Beschäftigungen zu Theil werden zu lassen und dadurch wieder den Nationalwohlstand zu vermehren!

Dr. Kipp war nun derjenige, der auch in unserer Stadt diese Arbeitsbeschaffung ernsthaft und förderlich vorantrieb. Im Oktober 1849 beantragte er beim Magistrat der Stadt die Anschaffung und Pflanzung von Maulbeerbäumen als Nahrung der fresssüchtigen Raupen. Die Stadtverordneten genehmigten diesen Antrag mit Brief und Siegel.



Mit der Herstellung von Seide bringt man gewöhnlich nur fernöstliche oder orientalische Länder in Verbindung, aber Unna ? Dr. Kipp überzeugte nicht nur die Stadtväter, sondern auch viele Privatleute und die Eisenbahn-Gesellschaften. Die Anpflanzungen sollten dort geschehen, wo kostenlos Land zur Verfügung stand. So z.B. die Straßensäume der Chaussee hinter dem Viehtore (heute Friedrich-Ebert-Straße), an der Hertingerstraße, an Gleisstrecken, in Privatgärten und auf dem Kirchplatz.

Kosten eine Musteranstalt zur Schulung und Demonstration. Die Idee breitete sich weiter aus und 1862 zählte man in 56 Filialvereinen über 1500 Mitglieder.

Wie der Unnaer Kirchplatz, mit einem Bestand von 82 Bäumen, zu dieser Zeit ausgesehen haben mag, kann man aus dem überlieferten Beschwerdebrief eines Anwohners erahnen. Der Mann beschwerte sich beim Bürgermeister über die neue Bepflanzung. Die Bäume stünden so eng, dass er weder mit einem Wagen noch mit einem Karren



Wenig später gab es eine stattliche Liste der in und um Unna angepflanzten Maulbeerbäume. Die Eisenbahn orderte zunächst 31 Bäume und 3650 Setzlinge, Dr. Kipp selbst 1000 Bäume und 200.000 Setzlinge. Außerdem gründete er auf eigene

sein Haus erreichen könne. Man einigte sich auf das Entfernen zweier Bäume vor seiner Haustür und gestattete ihm auch weiterhin das Recht, den Kirchplatz zu befahren.

Im Februar 1863 erschien im Hellweger

Anzeiger nochmals ein

„Aufruf zur Seidenzucht“

An meine Mitbürger und Bürgerinnen!

In Frankreich ist die Seiden-Industrie erst seit Heinrich IV. betrieben und bringt diesem Lande sehr bedeutende Einnahmen, nämlich aus der Seidenzucht 23 1/2 Mill. Und aus der daraus hervorgehenden weiteren Seidenproduction 84 Mill. Frcs., von denen nur etwa 3/8 den großen Besitzern, 5/8 aber den kleinen Leuten (Fabrikarbeitern u. Tagelöhnern) zufließen.

Seit 15 Jahren habe ich, wie bekannt, Maulbeerbau und Seidenzucht getrieben und in dieser Zeit die Überzeugung gewonnen, daß die Seidenzucht bei uns nicht allein möglich, sondern auch einträglich werden könne.

Nach meinen bisherigen Erfahrungen bietet die Seidenzucht den kleinen Leuten, ohne sie an ihrem regelmäßigen Verdienste zu stören, leicht ein Neben Verdienst, womit sie Steuern und Abgaben zu decken vermögen. Denn es ist nicht einmal nöthig, daß Männer die Zucht besorgen, da solche von Frauen, alten Leuten und Kindern betrieben werden kann, und anderen Theils dauert die Zucht nur höchstens 6 Wochen im Mai und Juni.....

Zähe am Hergebrachten hangend, ist das deutsche Volk schwer zu Neuem zu bewegen, hat es das Neue aber erst erfaßt, so erweist es sich solches auch durch seine Einsicht und Bildung bald zu Nutze zu machen.

So dürfte es auch mit dem Seidenbau gehen, ist er erst als nützlich erkannt, so wird er auch bald allerorts betrieben werden.....

Wie weit die Seidenraupenzucht in der Stadt gediehen war und mit welchem Erfolg, ist leider nicht dokumentiert, da der größte Förderer seine Arbeit nicht vollenden konnte. Auch die 1500 gepflanzten Bäume und die 230000 gesetzten Sämlinge haben im Kreis Unna kaum Spuren hinterlassen.

Heute hat die Seide durch die Herstellung synthetischer Fasern etwas an Bedeutung eingebüßt. Weltweit werden noch etwa 68 Mill. kg. Seide produziert. Für 1 kg. Rohseide müssen sich 5500 Raupen einspinnen.

Im damaligen Preußen erhoffte man einen Ertrag von 50 Bäumen = 1 Pfund Seide, der aber nie erreicht wurde. Die größten Produzenten sind heute China, Vietnam, Japan und Thailand; in Europa Frankreich und Italien.

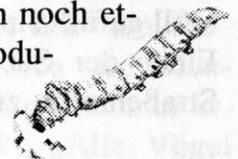
Aber Seide, „Made in Unna“ ist wohl nie gesponnen worden.

Das Privathaus des allseits so geschätzten Unnaer Bürgers, die „Kippsche Villa“ an der Bahnhofstraße, kaufte später die Stadt, und richtete hier 1914 ihr neues Rathaus ein, das mit der schönen efeuberankten Fassade.

✱

Quellen: StAU. A V / 9. 20

„Der Märker“ 1981 Jan./April



Späte Einsicht

von Axel Reinhard

So jung will er längst
nicht mehr sein.
Mit Herzklopfen Rosen kaufen,
Zweimal rasieren,
Kölnisch Wasser und pünktlich sein.
So blind
will er auch nicht mehr sein

Nie mehr mit offenen Augen
in Fallen tappen
aus Seide und duftendem Fleisch.
Lieber Rotwein und Pfeife
und kommen und gehen
wann immer er will.
Und dastehen mit seinem Glück
und allein



Die Solidarität der Alten Säcke

- von Klaus Pfauter -

Ein Dienstagvormittag in Holzwickede: Gelbe-Säcke-Tag. Die Hauptstraße macht ihrem Namen alle Ehre, das pralle Leben strömt durch die Magistrale, nicht nur viele Autos, auch Fußgänger eilen verbissen irgendwelchen wichtigen Zielen nach. Sie weichen zahlreichen gelben Säcken aus, die heute abgeholt werden sollten. Frischer Wind mit kräftigen Böen bewegte die dicken Säcke, da sie nur mit leichtem Plastikmüll gefüllt sind.

Einer der Säcke trudelt langsam auf die Straßenmitte zu. Die meisten Autos verrin-

Ein grauhaariger Opa, der vor Jahren schon in den Verein Alter Säcke aufgenommen wurde, begibt sich auf die Fahrbahn. Ein Möchtegern Schumi zeigt ihm im Vorbeifahren den Vogel. Er hat wohl Opas Anliegen nicht richtig eingeschätzt.

Wie auch, bei der Eile!

Der Greis packt den gelben Sack mit zwei Fingern und schreitet mit ihm gemächlich über die Straße. Dort wirft er ihn zu den anderen, die dort liegen. Ein schöner Anblick, die alten Säcke unter sich...

Zwei junge Burschen kommen auf den Opa



gern nur etwas die Geschwindigkeit und rasen rechts oder links an dem Ding vorbei. Die Fahrer ärgern sich: „Warum hält denn nicht einer an und räumt das Hindernis weg? Ist doch gefährlich, so was!“, denken sie. Das ist auch die Meinung der eilenden Fußgänger. Doch der Sack liegt weiter mitten auf der Straße, von beiden Bürgersteigen gleich weit entfernt. Zu weit.

Niemand macht den Umweg um ihn wegzuräumen. Schließlich doch!

zu und klappern mit einer Sammeldose:

„Solidarität mit den Armen in Kuala Lumpur!“ rufen sie und klapper, klapper:

„Denken Sie an Ihre Mitbürger in der dritten Welt, (klapper, klapper), tun Sie etwas! Solidarität ist angesagt!“ Klapper, klapper!

„Warum in die Ferne schweifen?“ erwidert der Opa mit einem geflügeltem Wort und schiebt noch eines nach:

„Den Balken im eigenem Auge seht Ihr nicht?“

✱



Wunschkonzert für Eliamma und Rajesh

- von Ingrid Faust -

„Wachet auf, ruft uns die Stimme“, Philipp Nicolais 400 Jahre alter Choral ertönt in Unnas Fußgängerzone. Ein älterer Herr bläst im Gedränge der vorbeiströmenden Passanten auf dem Kornett. Vor sich hat er auf einem Klappstuhl einen abgegriffenen Teddy mit dem Schild FÜR PATENKINDER IN DER DRITTEN WELT und einen Spendenteller aufgebaut. Gebannt bleibe ich stehen und summe in Gedanken mit. Als ich eine Münze auf den Teller lege, unterbricht der Bläser sein Stück, um mir sehr freundlich zu danken. Er fragt, ob ich einen Musikwunsch habe, und sogleich erklingt für mich das Lied: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud“. Bei meinem nächsten Stadtbesuch vernehme ich den weichen, harmonischen Kornettklang schon von weitem, und wieder darf ich mir für meinen Euro ein Lied wünschen.

Neugierig geworden frage ich den liebenswürdigen Bläser, für welche Kinder er sammelt? Er zeigt mir einen Brief mit einem Bild von seinen Patenkinder, Eliamma und Rajesh aus den Slums von Bangalore in Südindien. Die Geschwister leben in einem Kinderdorf für 150 Straßenkinder. Hier erhalten die Kinder eine Schul- und Berufsausbildung, und auch sonst wird für sie gesorgt. Eine Kinderpatenschaft kostet im Jahr 200 Euro. Mein Blick fällt auf den nur spärlich gefüllten Spendenteller. Zwei Patenkinder, das bedeutet 400 Euro pro Jahr, also einen niemals endenden Einsatz für ihren treuen Patenonkel Eckhardt.



Der Kornettspieler ermuntert mich, mein Wunschlied mitzusingen, aber mir fehlt der Mut. Aus dem Gedränge winkt mir meine Freundin Janina zu. Genau wie ich ist sie fasziniert von dem Klang des Kornetts. Herr Eckhardt spielt gerade das Lied:

„Danke, für diesen guten Morgen“, als Janina spontan einsetzt: „Danke, für jeden neuen Tag“. Janina ist Mitglied im Kirchenchor, sie kann alle sechs Strophen auswendig. Zusammen singen wir beide so begeistert und überzeugend, dass die Passanten stehen bleiben, zuhören und Münzen auf den Teller legen. Nacheinander ertönen: „Komm lieber Mai“, „Alle Vögel sind schon da“. Unser winziger Chor vergrößert sich. Für ein kleines Mädchen erklingt:

„Brüderchen, komm tanz mit mir“. Die umstehenden Kinder singen mit und beginnen zu tanzen. Ein Passant wünscht sich: „Auf, auf, zum fröhlichen Jagen“. Eurostücke, sogar Scheine werden gespendet. Ich glaube, wir hätten die ganze Nacht durch gesungen, doch die Geschäfte schließen, die Laternen blinken

auf. Herr Eckhardt bläst: „Ade zur Guten Nacht“ und beendet unser Konzert mit einem Solo. Beifall erschallt, dankbar verneigt sich Herr Eckhardt vor uns. Gleich morgen, so verspricht er, wird er das gesammelte Geld auf das Spendenkonto Kinderdorf Bangalore einzahlen.

Glücklich machen Janina und ich uns auf den Heimweg, wir summen: „Danke, für diesen schönen Tag“





Die letzten Dinge der Menschen

- von Klaus Pfauter

Das HB macht, wie seine Leser wissen, vor keinem Thema halt, auch nicht wenn es um Dinge geht, die nicht lustig sind, sondern lästig. Wenn sie aber für unsere Leserschaft interessant sind, so schauen wir ihnen mutig ins Auge. Obwohl, in diesem Falle wäre ein Vergleich mit dem Auge des Tornados zutreffender.

Nun, worum geht's, liebe Freunde? Es handelt sich um ein Jubiläum. Vor 150 Jahren, also 1857, in Amerika, wo denn sonst, erfand ein Mann namens Joseph Gayetty, eigentlich wissen wir nicht, ob er es direkt erfunden hatte, jedenfalls druckte er seinen Namen, wie gesagt, Joseph Gayetty, auf Papierblättchen, die eine besondere Eigen-

schaft haben mussten: Sie mussten wasserlöslich sein, damit nach dem Gebrauch die Kanalisation nicht verstopfte. Sie haben es erraten: Wir feiern in diesem Jahr das erste industriemäßig hergestellte und nur für den bestimmten Zweck gedachte - Toilettenpapier!

Natürlich kannte man es schon früher, in China. Aber da Papier nicht eben billig war, verwendete es dort nur die versnobte Aristokratie, allen voran der Kaiser, der dann sprichwörtlich zu Fuß, mit den „Peking Nachrichten“ unter dem Arm, über den kaiserlichen Hof schritt.

Bis zum ersten Spülklo war noch ein langer Weg für die Kaiser und alle anderen Menschen zurückzulegen. Im Jahre 1596 war es dann aber so weit, Sir John Harington baute es. Ab nun bekamen auch die Zeitungen einen weiteren Verwendungszweck.

Vorher benutzte man alles Mögliche und Unmögliche. Zum Beispiel gebrauchten die alten Römer einen auf Stöckchen befestigten nassen Schwamm. Im Mittelalter war man in der Wahl der Mittel nicht wählerisch: Gras (im Winter Heu), Lumpen, Sägespäne usw. Die Leute waren nach dem Spruch, dass der Zweck die Mittel heiligt, erzogen. Deswegen nannte man diese Zeit auch „Mittelalter“, welches endete, wie gesagt, im Jahre 1857 mit der Erfindung des Kloppapiers. Etwa zwanzig Jahre später kam die Klosettpapierrolle dazu und noch etwas später, aber immer noch im 19. Jahrhundert, erdachte ein Tüftler die Perforation. Natürlich ist die Entwicklung dieses nützlichen Produktes immer noch nicht abgeschlossen.

Aber jetzt entschuldigen Sie unseren Autor, er muss schnell irgendwohin.

Zu Fuß.

